

Marburger Zeitung.

Nr. 53.

Freitag, 4. Mai 1866.

v. Jahrgang.

Die „Marburger Zeitung“ erscheint jeden Sonntag, Mittwoch und Freitag. Preise — für Marburg: ganzjährig 6 fl., halbjährig 3 fl., vierteljährig 1 fl. 50 kr.; für Zustellung ins Haus monatlich 10 kr. — mit Postversendung: ganzjährig 8 fl., halbjährig 4 fl., vierteljährig 2 fl. Die ein Mal gespaltene Garmondzeile wird bei einmaliger Einschaltung mit 10, bei zweimaliger mit 15, bei dreimaliger mit 20 kr. berechnet, wozu für jedesmalige Einschaltung 30 kr. Inseraten-Stempelgebühr kommen.

Zur Geschichte des Tages.

Das Verhältnis Oesterreichs zu Preußen tritt jetzt, wo es schon fast vollkommen gewiß zu sein scheint, daß Italien den Krieg anfangen und Preußen erst nachfolgen werde einigermaßen in den Hintergrund. Indes aber dauern die preussischen Rüstungen im verstärkten Maße fort und Bismarck ist auch auf diplomatischem Felde nicht untätig. Wie verlautet, will er eine Zusammenkunft des Kaisers Napoleon mit dem Könige Wilhelm I. von Preußen in Coblenz am Rheine veranstalten. Der Zusammentritt des deutschen Parlamentes in Frankfurt soll im Monat Juli erfolgen.

Der preussische Kronprinz wird diesen Monat nach Stockholm gehen. Es ist möglich, daß der Besuch gar keine politische Bedeutung hat, aber es ist ebenso gut möglich, daß er dazu bestimmt ist, diplomatische Verhandlungen wieder anzuknüpfen, welche vor vier Jahren von dem Kronprinzen von Schweden bei seinem Besuche in London und Paris begonnen worden sind. Damals handelte es sich für Schweden um die Herstellung eines Nordreiches, welches Schweden, Norwegen und Dänemark, mit Ausnahme Schleswig-Holsteins, umfassen sollte. Darüber wurde eifrig mit den Kabinetten von Petersburg, London, Paris und Berlin unterhandelt, und Graf Bismarck, welcher in jenen Zeiten Gesandter in Petersburg und Paris war, stand den Verhandlungen nicht fern. Was damals nicht zu einem glücklichen Ziele geführt worden, kann man vielleicht heute noch einmal aufnehmen wollen, und so wäre es denn immerhin möglich, daß die preussische Regierung durch Versprechungen in dieser Richtung hin sich in dem schwedischen Hofe einen Bundesgenossen zu gewinnen sucht. Mag man den Werth einer solchen Allianz für Preußen vielleicht auch nur gering anschlagen, auf jeden Fall würde sie hinreichen, um Schleswig-Holstein zu decken, und Preußen so von der Verpflichtung befreien, dort ein großes Heer aufzustellen, indem Schweden unter allen Umständen die Dänen in Schach halten würde, so daß sie an keinen Angriff auf Schleswig denken könnten.

Der preussische Vorschlag, betreffend die Reform des Bundes läßt sich in folgende Punkte zusammenfassen: 1. Es wird ein Parlament einberufen auf der Grundlage des allgemeinen Stimmrechtes, jedoch

mit einigen, auf die Wählbarkeit der Abgeordneten bezüglichen Beschränkungen. 2. Es wird eine Vollziehungsgewalt festgestellt, in der Oesterreich, Preußen und Baiern allein einen überwiegenden Einfluß erhalten. 3. Deutschland wird in drei militärische Gruppen getheilt, die von Oesterreich, Preußen und Baiern gebildet werden. 4. Preußen und Baiern erhalten das Oberkommando der militärischen Kräfte der Staaten der letzten beiden Gruppen. Preußen führt den Oberbefehl über die sofort zu errichtende Bundesflotte. 5. Der Bund hört auf, die Besitzungen Oesterreichs zu garantiren, und wird über diesen Gegenstand späteres Uebereinkommen treffen. 6. Dem Parlamente wird die Entscheidung über den Beitrag für die Armee und die Kriegesflotte, und über die für den ganzen Bund anwendbaren Gesetze zugetheilt. 7. Endlich wird die diplomatische Leitung ausschließlich Preußen übernehmen, das wieder den verschiedenen Staaten das Recht überläßt, ihre Konsuln zu ernennen. Die „France“ bemerkt zu diesem Vorschlage, „er zielt auf nichts weniger hin, als den österreichischen Einfluß in Deutschland gänzlich zu vernichten.“ Diese Worte eines ganz unparteiischen Beobachters bilden die treffendste Kritik des Bismarck'schen Planes.

Das preussische Kriegsministerium hat 46 Bataillone Landwehr (40.000 Mann) zum 15. d. zu Uebungen einberufen, und zur Erklärung der Maßregel wurde hinzugefügt, es sei dies nur die Ausführung einer königlichen Kabinetts-Ordre, die bereits am 15. Februar erlassen und am 24. Februar veröffentlicht wurde. Der „Nürn. Corr.“ bemerkt hierzu: „Diese Daten mögen richtig sein, wir müssen aber doch darauf hinweisen, daß vor den 24. und 15. Februar die preussische Depesche vom 26. Januar fällt, in welcher bereits die gegenwärtige Situation im voraus skizzirt war, indem in derselben Oesterreich für den Fall der Nichtwillfährigkeit in Bezug auf Schleswig-Holstein mit dem Abbruch der Allianz und mit der Hinwendung seines getreuen Verbündeten zum Ausland bedroht wurde. Ebenso fällt schon vor den 24. und 15. Februar die österreichische Antwort vom 7. Februar, in welcher die in der preussischen Depesche vom 26. Januar gestellten Begehren abgewiesen wurden. Weit entfernt, die Zusammenziehung von 40.000 Mann Landwehr außer Wechselbeziehung mit den gegenwärtigen preussisch-österreichischen Verwicklungen zu setzen, zeigt daher das Datum vom 15. Februar vielmehr, daß diese ganz abnorme Maßregel in engster Verbindung damit steht. Die

Im rothen Krug.

Von
J. Temme.

(Fortsetzung.)

Der Baron erhob Gestalt und Blick.

„Lassen Sie die Frau Sellner hierher führen.“

„Die Frau allein?“ fragte der Polizeirath.

„Nun ja.“

„Sie wollen —?“

„Sie verhören.“

Der kleine dicke Polizeirath schien nicht in einander, aber umsinken zu wollen, als wenn der Schlag ihn rühre. Er hatte Anlagen dazu.

„Beinödcherte Bureaukratenseele!“ knurrte er in sich hinein. „Und der Mensch ist noch so jung. Aber der Mensch ist aus einem vornehmen Hause. Das will und muß Karriere machen! Nur Karriere!“

Er ging an ein Fenster und riß es auf. „Schmidt!“ rief er hinaus. Er bekam nicht sofort Antwort. „Schmidt!“ rief er lauter. „Verdammt lange Figur, wo hat Sie denn der Teufel?“

„Ich bin ja schon da, Herr Polizeirath.“

„So scheeren Sie sich in des drei Teufels Namen hierher.“

„Na, der ist gut in Rage!“ sagte der lange Schmidt für sich, aber deutlich genug, daß man es hören konnte. Der Polizeirath schlug das Fenster zu. Er war in Rage, und er mußte seiner Ironie weiter Luft machen. Das Zuschlagen des Fensters war in dem freundlichen Familienstübchen nebenan gehört. Der Herr Steinauer öffnete die Glasthür und kam in das Fremdenzimmer, um zu sehen, was es hier gebe.

„Zum Teufel, Herr, was wollen Sie hier?“ fuhr ihn der Polizeirath an.

Der bescheidene Herr Steinauer wollte durch die Thür zurückfahren. Er stieß auf seine Frau, die ihm neugierig gefolgt war und ebenfalls wissen mußte, was es gab. Er wäre beinahe über sie gefallen, sie mit ihr. Aber die dicke Frau hatte mehr Muth als der magere Mann. Sie raffte sich auf, sie trat nicht zurück, sondern ging entschlossen auf den Polizeirath zu. Sie hatte gehört, was dieser zu ihrem Manne gesagt hatte.

„Haben Sie allein ein Recht, hier zu sein.“ fuhr sie ihn an, zorniger, als er ihren Mann angefahren hatte. „Wer sind Sie denn?“

„Donnerwetter,“ zog sich der Polizeirath zurück, „da finde ich nicht meine Frau, aber meinen Mann.“

Der Baron trat vor.

„Madame,“ sagte er mit seiner vornehmen Ruhe, „wir haben hier ein Geschäft, bei dem wir allein zu sein wünschen.“

Der dicke Frau imponirte er nicht.

„Und wenn ich nun keine Lust habe, Sie hier allein zu lassen?“ rief sie, die Hände in die Seite stemmend. Dieses Fremdenzimmer ist für alle Gäste im Hause.“

„Hm,“ sagte der Baron etwas verlegen, dann müßte ich freilich —“

„Hatte er von Gewalt oder von einem Rückzuge sprechen wollen? Er brauchte seinen Satz nicht zu vollenden. Der lange Schmidt war in das Zimmer getreten, und er war nicht zugedöpft; man sah unter seinem offenen hellgrauen Oberrock die grüne Uniform des Gensdarmen. So sah ihn auch die dicke Frau Steinauer. Die Arme fielen ihr lang am Leibe herunter; der Mund stand ihr vor plötzlicher Verwunderung offen. Ihr Mann war schon erschrocken neben ihr.“

„Komm, komm, Frau!“

Er zog sie zurück. Sie ließ sich ziehen.

„Was ist das hier, Andreas?“

„Es ist hier nicht richtig, Frau. Der Gevatter seit anderthalb Stunden fort; seit einer halben Stunde auch die Frau! Und nun der Gensdarm da und — horch. — Merkst Du nichts?“

„Der Herr Baron befehlen?“ fragte der lange Gensdarm Schmidt. Der Baron sah sich etwas unentschlossen nach dem Polizeirath um.

„Hm, Herr Baron, wir hätten hier gleich Zeugen,“ sagte der Polizeirath. „Das Fräulein Charlotte wird auch noch da drinnen sein.“

Der Baron wurde roth.

„Gehen wir in mein Zimmer nach oben,“ sagte er.

Der Baron, der Polizeirath und der lange Gensdarm verließen das Fremdenzimmer. Im Flur mußten sie an einer nur angelegten Thür vorüber. Jenseits der Thür sprach eine Stimme, die dem kleinen Polizeirath aufzufallen schien.

„Schmidt,“ sagte er leise zu dem langen Gensdarm, „wenn Sie die

„Landwehr-Übungen“ sind ein Glied in der Kette jener Pressionsmittel, welche die Regierung des einst von den preussischen Feudalen so betitelten „Krautkönigs“ Viktor Emanuel und die Regierung des Königs Wilhelm mit der Krone von Gottes Tisch Hand in Hand in wahrhaft ekelerregender Weise gegen Oesterreich ins Werk setzen.“

Bismarck's Freunde mehrten sich. Die „Köln. Ztg.“, die nun mit Sach und Pack in sein Lager übergelaufen, schreibt: „Oesterreich verfolgt noch ganz andere Pläne, als diejenigen, zu seinem eigenen Verderben seine italienische Provinz mit Waffengewalt noch ein paar Jahre länger zu behaupten. Oesterreich will vor allen Dingen die Pläne Preußens auf Bundesreform hintertreiben, wenigstens wenn diese Pläne darauf gerichtet sind, eine mehr einheitliche Leitung der deutschen Angelegenheiten durch Preußen ins Werk zu setzen. Gegen einen solchen Versuch hat Oesterreich schon einmal, 1850, die Truppen Oesterreichs und der kleinen Staaten gemeinschaftlich ins Feld führen wollen. Zu einem solchen Feldzuge glaubt es sich jetzt auf alle Fälle rüsten zu müssen; um nun seinen deutschen Bundesgenossen Muth zu machen, muß es selbst ein bedeutendes Heer unter Waffen rufen, dann werden die übrigen deutschen Staaten schon nachfolgen mit den Rüstungen. Preußen rechnet bei einem Kriege mit gutem Grunde auf die Unterstützung Italiens. Da wäre es nebenbei ja ganz gut, wenn man durch einen raschen Ueberfall diesen Bundesgenossen schlagen und für einige Zeit unschädlich machen könnte.“

Die italienische Regierung bietet alle Kräfte auf, um gegen Oesterreich gerüstet zu sein. Bis zum 9. d. M. haben, wie der „N. Fr. Presse“ gemeldet wird, alle Urlauber bei ihren Depots einzutreffen. Die italienische Armee, welche laut dem Ausweise am 31. Jänner d. J. 204.329 Mann unter den Waffen zählte, erhält nunmehr eine Verstärkung von beiläufig 190.000 Mann, wodurch sie am 9. Mai auf die Höhe von 400.000 Mann unter den Waffen gebracht wird. Am 25. Mai sind weitere 55.000 Mann der in der Bornahme begriffenen laufenden Rekrutierung des Jahrganges 1845 unter den Fahnen vereinigt; es bleiben somit nur noch die zweiten Kategorien der Jahrgänge 1842 und 1843 (zusammen 65.000 Mann) als einberufbare Reserve auf Urlaub. Mit einem Worte, die italienische Armee befindet sich am 9., respektive 25. Mai (mit Ausschluß der erwähnten zwei Kategorien) auf dem denkbar höchsten Stande; eine weitere Standeserhöhung wäre ihr nur möglich durch Bornahme der nächstjährigen Konseribierung und Einberufung der zweiten Kategorien 1842 und 1843. Mit der Verstärkung der Landarmee geht die der Flottenmannschaft Hand in Hand. Es läßt sich vorläufig noch nicht beurtheilen, welche Maßregeln betreffs der Freiwilligen ergriffen werden sollen; die bezügliche Entscheidung ist von dem Ausgange der Neubildung des Ministeriums abhängig. Viktor Emanuel wird das Armeekorps übernehmen, und Lamarmora wird ihm in der Eigenschaft als Generalstabschef zur Seite stehen. Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ist dem Grafen Arefe, jenes des Inneren Ricasoli, das der Justiz Crispi, die Marine dem General Eugia angetragen worden. Arefe, der auf der Ernennung Rattazzi's zum Minister des Innern besteht, dürfte damit nicht durchdringen, denn dieser Kandidat stößt auf die größten Antipathien; Graf Arefe würde das französische Element repräsentiren. Ricasoli, von dem die weitgehendsten Konzessionen an Garibaldi und die Aktionspartei zu erwarten wären, und der erst vor kurzem geäußert, er würde „eher Flügel bekommen, als wieder ins Ministerium treten“, scheint sich eines Anderen besonnen zu haben, wie überhaupt die Kriegsgewisheit mächtig zur Verschmelzung der Parteien beitragen und die ersehnte Einheit bis zu einem gewissen Grade herbeiführen zu sollen scheint. Ein eigenmächtiges Vorgehen der Aktionspartei wird unter keinen Umständen geduldet werden; es sind Befehle zur strengsten Ueberwachung derselben erlassen. Man erwartet einen

Angriff von Seiten Oesterreichs oder stellt sich wenigstens so, als ob man von einem solchen bedroht sei. Italien hat das Schwert gezogen, was so viel heißt, als daß es die Scheide weggeworfen hat! Wer an dieser Ansicht festhält, dem wird die weitere Entwicklung der Ereignisse keine Ueberaschungen bereiten.

Frankreich wird wohl nicht sofort in die Aktion eintreten, aber schon jetzt verlautet, daß es sich ebenfalls am Kriege betheiligen würde, wenn Oesterreich zuerst den Mincio überschreitet. Oesterreich würde also in Italien abermals wie 1859 auf Frankreich stoßen. Wir haben immer gesagt, daß Frankreich nicht zu trauen sei, aber das österreichische Kabinet baute fest auf Napoleons Freundschaft. Wäre dies nicht der Fall gewesen, Manches wäre wohl anders eingeleitet worden. Die unabhängige Presse beurtheilte die Lage richtiger und schärfer als unsere namhaftesten Diplomaten auf reich dotirten Posten im Auslande. Es geht uns jetzt wieder wie im Jahre 1859, wo auch unser damaliger Gesandte in Paris, Freiherr von Hübler, noch wenige Tage vor Eröffnung der Feindseligkeiten nach Wien schrieb: „Napoleon führe nichts Arges im Schilde!“

Die Arnauten, der kriegerischste Volksstamm in der europäischen Türkei, dem allergrößten Theile nach muselmännischer Religion, sind in Masse gegen die türkische Regierung aufgestanden. In mehreren Orten haben sie sich organisiert und stehen auf dem Fuße, den Osmanli's einen förmlichen Krieg zu erklären. Die Pforte verkennt den Ernst der Lage keineswegs; in der Djakovaer Nahjia sind bereits mehrere Kolonnen türkischer Truppen, zu denen in aller Eile ein Regiment aus Nisch zugezogen wurde, versammelt, um, nachdem die Nacht auf eine achtunggebietende Höhe gebracht sein wird, auf die Arnauten loszugehen. Frägt man nach der Ursache dieser Revolution, so bekommt man zur Antwort: „Wir können die erdrückende Last der türkischen Wirthschaft nicht mehr ertragen!“ Mit diesem Feldgeschrei stehen stets die Völker der Türkei auf, um zu den Waffen zu greifen. Warum aber legt die Konstantinopler Regierung nicht die Art an die Wurzel aller Uebel — an die Wirthschaft der Paschas? Wir glauben gerne, sie möchte es, aber sie vermag es nicht zu thun. Die sprichwörtliche Trägheit, welche den Türken anhaftet, hindert sie, eine durchgreifende Reform einzuführen, und so wird denn das große Reich langsam zerbröckeln.

Marburger Berichte.

(Schadenseuer.) In der Nacht vom 28. auf den 29. vorigen Monats wurden in der Gemeinde Birken zwei Wirthschaftsgebäude eingeeäschert, bei welcher Gelegenheit auch vier Zugochsen, vier kleinere Ochsen und vier Pferde verbrannten. Der Dienstknecht Anton Senander, aus der Nachbargemeinde Kanische gebürtig, wurde ein Opfer der Flammen: sein Körper wurde ganz verkohlt gefunden. Der Schaden beträgt 4000 fl., die Versicherung 1200 fl.

(Eiche und Linde.) Die Studenten des hiesigen Gymnasiums wollten am 1. Mai gemeinschaftlich einen Ausflug nach Ehrenhausen unternehmen. Die Fahne ihres Sängerklores (Weiß-Grün) sollte vortragen werden und es hatte der Fähnrich — ein Marburger — dieselbe mit Eichenlaub geziert. Ein Slovener bemerkte dies und schrie seinen Kameraden zu: „Seht ihr nicht das Symbol der Deutschen! Die Linde ist das der Slovenen! Wer von den Slovenen es mit der Eiche hält, ist ein Schuft!“ Der gemeinsame Ausflug unterblieb: die Slovenen zogen nach Kufshernitz, die Deutschen begaben sich nach St. Urbani und nach der Felberinsel. Am letzteren Orte hatten auch einige slovenische Studenten sich eingefunden: einer derselben schrieb mit Kreide einen Schimpf wider die Deutschen auf den Tisch, was die Beleidigten grimmig erbitterte, und man hat es ihrer Selbstbeherrschung zu verdanken, daß der Slo-

Frau Sellner zu dem Baron führen sollen, so können Sie sie nicht eher finden, als bis ich wieder da bin. Haben Sie mich verstanden?“

„Sehr wohl, Herr Polizeirath.“

„So bekümmern Sie sich nicht weiter um mich.“

Er ließ den Baron und den Gensdarm allein die Treppe hinauf steigen.

8.

Wenn man durch die Hausthür in den rothen Krug trat, so befand man sich, wie wir schon früher bemerkt haben, in einem geräumigen Flur, an dessen beiden Seiten rechts das Fremdenzimmer und links die Fuhrmannsstube belegen waren. Hinten am Ende des Flurs war die Treppe, die in die oberen Theile des Hauses führte. Rechts neben der Treppe war eine Thür, durch die man unmittelbar in die Küche des Hauses gelangte. An der Küche lagen die Bohnengemächer der Familie Sellner, auch das freundliche Familienstübchen, in dem die Verlobung des Sohnes des Hauses mit der gelben Mamsell Steinauer gefeiert wurde, und nach der Absicht des Herrn Sellner und des Herrn Steinauer, auch die Verlobung der Tochter des Hauses mit dem jungen Gottfried Steinauer noch heute Abend gefeiert werden sollte.

Hausflur, Treppe und Küche waren erleuchtet. In der Küche brannte auf dem Herde ein lustiges Feuer. Ueber dem Feuer standen Kochtöpfe; in dem Bratofen des Herdes dampften Bratpfannen. Eine Köchin achtete auf Alles, eine Küchenmagd war ihr zur Seite, um ihre Befehle zu vollziehen.

Es war halb neun Uhr Abends. Die Köchin war ärgerlich, verdrießlich.

„Wann soll denn heute Abend endlich im rothen Krug gegessen werden? Kein Mensch denkt daran, und die Kartoffel verfochen, das Gemüse verbrennt und der Braten wird hart und trocken wie Leder. Der Herr ist wie verschwunden, die Frau läßt sich nicht sehen; der Ludwig ist nicht da, und wenn er auch da wäre — er ist fortgejagt aus dem Hause, er darf nichts mehr anrühren — Ah, da ist er ja doch noch!“

Der Kellner Ludwig mit dem hübschen, frischen, fremdartigen Gesichte und den schwarzen krausen Locken trat in die Küche. Seine Locken

waren wohl noch kraus und sein Gesicht noch hübsch, aber frisch war es nicht mehr.

„Herr Gott, Herr Ludwig, Sie sehen ja aus, wie das Leiden Christi,“ rief ihm die alte Köchin entgegen.

„Ich wollte Ihnen Adieu sagen, Jungfer Christine,“ antwortete er ihr.

„Was? Sie wollen doch nicht in der Nacht fort?“

„Dann habe ich es auf einmal hinter mir.“

„Ja, ja, aber essen müssen Sie vorher etwas. Es ist Alles fertig, längst, und Sie sollen vom Besten haben, was auf dem Feuer ist.“

„Die Henkersmahlzeit!“ lächelte traurig der junge Mensch. „Aber ich rühre im rothen Krüge nichts mehr an. Adieu, Jungfer Christine, leben Sie wohl und haben Sie Dank für Alles.“

„Mein Gott, mein Gott, Herr Ludwig!“

Sie hatte schon die Schürze vor den Augen, um sich die Thränen zu trocknen. Er reichte ihr seine Hand. Sie nahm sie.

„Gott sei mit Ihnen, Herr Ludwig. Ich habe Sie immer lieb gehabt. Das ist ein wahrer Unglückstag.“

Er gab auch der Küchenmagd die Hand. „Lebe auch Sie wohl, Justine!“

„O, der arme, arme Herr Ludwig!“ schrie sie auf. Sie hatten ihn Alle im Hause lieb. Er mußte sich losreißen. Die Thränen standen ihm selbst in den Augen. Er stürzte aus der Küche. Er wollte durch den Flur aus dem Hause stürzen. Er mußte an der Treppe vorbei. Da hätte er fast Jemanden überrannt.

Die Mamsell Caroline stand vor ihm. Sie war die Treppe heruntergekommen. Sie hatte die letzte Stufe erreicht. Er sah, er erkannte sie. Er wollte an ihr vorüber. Auch sie erkannte ihn.

„Sie, Ludwig?“ rief sie. Ein paar Stunden vorher, in dem freundlichen Stübchen, als sie den Tisch deckte, hatte sie Du zu ihm gesagt. Seitdem hatte sich freilich Manches zugetragen, auch mit ihr. Auch mit ihm — er war aus dem Hause gejagt.

„Ja, Mamsell!“

„Und Sie sind so eilig!“

„Ja,“ sagte er noch einmal.

„Ludwig —!“

vene ungehindert sich entfernen konnte. * Jener Slovane, welchen die deutsche Eiche in so arge Wuth versetzte, erhält die Mittagskost in einem Bürgerhause, also in einem deutschen, in welchem außer ihm noch fünfzehn arme Studenten, meistens Slovenen, täglich die gleiche Wohlthat genießen. Der Sohn dieses Hauses, einer der wackersten Studenten, ein Bursch von echtem Schrot und Korn, weiß den Namen seines Segners, veräth denselben jedoch nicht, ungeachtet seine Schwester ihn zu kennen wünscht. Er sagte ihr nur scherzend: „Umwinde die Schlüssel mit Eichenlaub und bestreue sie mit Lindenblättern!“ Der slovenische Student, der auf der Insel jene Noth begangen, ist Lehrer in einem Bürgerhause, also gleichfalls bei einem Deutschen, und hat als solcher ein sorgenfreies Leben. — Die Jugend ist immer eine schöne Zeit, die Jugend des Studenten aber ist die schönste. Wenn in Tagen, wo das Herz für alles Große und Edle am feurigsten schlägt, wenn dem Jüngling von achtzehn Jahren der Haß so tief in die Seele sich eingegraben, was wird die Folge sein, wenn einmal das Mannesalter kommt mit seinem starren Sinne? Also Bändigung des Gemeinen, gegenseitige Brüderlichkeit, oder wenigstens gegenseitige Achtung und die Jünglinge, welche die Blüte des Volkes, seine Bieder, seine Hoffnung sein sollen, werden Führer desselben sein. Eiche und Linde können, ja müssen nebeneinander gedeihen.

(Ertrunkene.) Am 1. Mai gegen Mittag war Herr Alder in Gangelbach auf der östlichen Seite der Mühle mit Holzfangen beschäftigt: er verlor das Gleichgewicht, fiel ins Wasser und konnte nicht mehr gerettet werden, ungeachtet ihm die Leinwandbleicher vom andern Ufer zu Hilfe eilten. Sein treuer Hund stürzte ihm nach; es gelang ihm aber nicht, seinen Herrn zu erreichen, dessen Leichnam bei der Eisenbahnbrücke aus Land gezogen wurde.

(Das Maisefest) welches der Männergesangsverein auf der Insel veranstaltete, war vom herrlichsten Wetter begünstigt. Nachmittags um 3 Uhr spielte die Sauerbrunner Kapelle unter der Leitung des Herrn Hohl zum Ausmarsch: hinter den Musikern zogen die Sänger, mit Eichenlaub die grünen Hüte geschmückt: Herr Buchhalter Prosinagg, in steirischem Gewande, trug die Vereinsfahne (Weiß-Grün) von welcher zu beiden Seiten die schwarz-roth-goldenen Bänder lustig flatterten. Die Ueberfahrt wurde mit Rähnen bewerkstelligt, nachdem das Seil beim Spannen abgerissen. Die Besorgniß: was hätte geschehen können, wenn dies während der Fahrt sich ereignet, ist unbegründet. Das große, starke Schiff, das zur fliegenden Brücke dienen sollte, die gewandten Fährleute, welche die ganze Nacht hin und wieder fuhren, ohne daß wir auch nur den geringsten Unfall zu beklagen hatten, berechtigten zu der Annahme, daß man nöthigenfalls durch die Landung an der Gamsler Seite, an der Insel, oder vielleicht bei der Brunnendorfer Leinwandbleiche jeder Gefahr entkommen wäre. Der Wasserstand, noch mehr aber die Nachricht vom Tode des Gangelbacher Müllers, der einige Stunden früher nicht weit von der Fähre ertrunken — hielten die Meisten ab, sich den Rähnen anzuvertrauen. Einige machten sich auf den Rückweg, die Andern begaben sich nach Prosegg. Ueber 300 Personen ließen sich nach der Insel hinüberschiffen und hatten es nicht zu bereuen. Anfangs wollte sich aus den angeführten Gründen die Stimmung nicht recht beleben. Als jedoch die Lieder von Waldeslust, von Frühling und Liebe ertönten, als zumal die stets wunderbar ergreifenden „Kärntnerlieder“, von den Herren: Simonitsch, Grünanger, Uberschwinger, Prosinagg und Kuhri vorgetragen wurden, die Musikkapelle zur Abwechslung ihre besten Stücke aufführte, bengalisches Feuer den Wald in zauberischem Lichte erscheinen ließ —

* Wie wir aus sicherster Quelle nachträglich vernehmen, soll ein deutscher Student sich über die Slovenen kurz vorher mißlieblich geäußert haben; jedoch nicht in Worten, die zu einer solchen Handlungsweise berechtigten. (Die Red.)

war die Fröhlichkeit eine allgemeine und die tanzlustigen Paare schwangen sich auf grünem Rasen. Der Fahnenträger und sein Gefolge, sangen um halb 3 Uhr früh den Abschied vom Walde, von der Insel: die Nacht brach eine Stunde später auf.

(Kirchlich es.) Am Dienstag wurde in der hiesigen Domkirche der neue Stadtpfarrer, Herr Georg Mathiaschitsch, Dechant von Jahring und früher Professor der Religionslehre am Marburger Gymnasium, feierlich in sein Amt eingesetzt.

(Die Sitzung der landwirthschaftlichen Filiale vom 2. Mai) war eine sehr lebhaft. Die Fragen, deren Beantwortung das Centrale wünscht, wurden eingehend erörtert und fast alle Beschlüsse einstimmig gefaßt. Die Filiale erklärte, daß sie, um die Landwirth von der Grazer Ausstellung in Kenntniß zu setzen, Programme und Anmeldebogen verbreitet habe, daß sie bei der Nähe der Landeshauptstadt es jedoch für überflüssig erachte, die Aussteller durch Sammlung der Anmeldungen, Vermittlung des Transportes der Gegenstände oder in anderer Weise zu unterstützen — die Filiale betheilige sich als solche bei der Ausstellung durch Widmung von zehn Dukaten, deren Verwendung sie dem Belieben des Grazer Ausstellungskomite's überlasse. Die Frage, betreffend die Aufhebung des Buchergesetzes, wurde im Sinne des volkwirthschaftlichen Fortschrittes, der Kapitalfreiheit, entschieden, obwohl die Mitglieder sich nicht verhehlten, daß bei dem Anleihsystem unserer Regierung ein solcher Beschluß praktischen Erfolg nicht haben werde. Eine allgemeine Feuerversicherung auf dem flachen Lande wurde für Gebäude, nicht aber auch für Fahrnisse und Vorräthe, als zweckmäßig erkannt, die Landwirth sollten jedoch das Recht haben, die Versicherungsgesellschaft frei zu wählen, und die Gemeinden wären mit der Ueberwachung zu betrauen. Die Agenten mancher Gesellschaft seien nicht verlässlich, die Unwissenheit der Besitzer werde benützt, um hohe Prämien zu erzielen, die Aufnahmen seien unrichtig, bei Auszahlung der Versicherung werden alle möglichen Anstände erhoben. Um diesen Nachtheilen abzuwehren, soll die Landwirthschaftsgesellschaft:

1. Erhebungen pflegen über die Vortheile, welche die verschiedenen Gesellschaften den Beitretenden statutengemäß einräumen;
2. hiermit die Erfahrungen in Einklang bringen, welche im ganzen Lande gelegentlich der Auszahlungen gemacht wurden, und hierauf jene Gesellschaften zum Beitritt empfehlen, welche die meisten Garantien bieten;
3. eine Instruktion verfassen, welche eine Belehrung enthält bezüglich der Vorsichtsmaßregeln beim Beitritt und bei Schadenerhebungen, und selbe durch das Wochenblatt verbreiten;
4. beim hohen Landes-Ausschuße einschreiten, damit diese Instruktion auf Landeskosten gedruckt und den Gemeindevorstehungen mitgetheilt werden;
5. mit allen zu Gebote stehenden Mitteln dahin wirken, daß kein Beitritt zu einer Gesellschaft ohne Beirath von Mitgliedern der Gemeindevertretung geschehe, damit selbe auf Grund der Instruktion bei Schädigung des Objektes und Verfassung der Aufnahmedokumente wachen, über den Vorgang ein Protokoll zum eigenen Gebrauche verfassen und bei Feuerschäden als Schiedsrichter interveniren;
6. den bereits Versicherten anrathen, mit Hilfe der Instruktion und der Gesellschafts-Agenten eine Revision der Versicherungs-Dokumente vorzunehmen und allfällige Bedenken zu beheben; — im Verweigerungsfalle aber einer anderen Gesellschaft beizutreten.

Ergebnisse der Braunheuerzeugung könne die Filiale nicht mittheilen, da in ihrem Bereich dieselbe noch nie versucht worden. — Bei Erörterung der Mittel zur größeren Verbreitung der Weberkarden, erbot sich der Schriftführer der Filiale, Herr Friedrich Brandstätter, auf einem Vierteljoch einen Versuch mit der Kultur dieser Pflanzen machen zu wollen. — Die Zucht der schweren norischen Pferde ward nicht befürwortet: die

„Was ist's, Mamsell?“

„Sie wollen fort!“

„Ich?“ Er wußte wohl nicht, was er sagte, da er das Wort ausgesprochen. Was Alles auf ihn eingestürzt war, schlug jetzt über ihm zusammen.

„Ja, Sie wollen fort, Ludwig, aus dem Hause, aus diesem Hause.“

„Ja, Mamsell,“ sagte er noch einmal. Aber diesmal ganz anders. Es war keine Ueberraschung, keine Verwirrung mehr, die sich in den zwei Worten ausgesprochen. Ein plötzlicher, tiefer Schmerz drängte sie hervor.

„Und ohne Abschied von mir zu nehmen, Ludwig?“

Es war ein Vorwurf, aber immer ein freundlicher. Er hatte dafür einen herben. Allerlei Gefühle waren ja in den letzten Stunden auf ihn eingestürzt und trieben ihn jetzt aus dem Hause, in dem er groß geworden, das Leben und Alles, was er hoffte und was er war, kennen gelernt, die Liebe gefunden und nun auf einmal wieder verloren hatte.

„Was wäre Ihnen daran gelegen, Mamsell?“ sagte er.

„Ludwig?“ Sie war blaß geworden. Sie griff nach seiner Hand. Er sah es und zog die Hand zurück. „Leben Sie wohl, Mamsell.“ Er wollte fort.

„Ludwig! Ludwig!“ rief sie noch einmal. Auch aus ihr schien ein plötzlicher Schmerz die Worte hervorzudrängen. Sie wollte ihm nach. Auf einmal stand sie wie erstarrt.

„O mein Gott!“ rief sie fast entsetzt. Auf sie war mehr eingestürzt, als auf ihn. Das Bewußtsein einer eigenen Schuld mochte hinzukommen. Er war stehen geblieben.

„Mamsell —!“

„Du nanntest mich früher, Caroline!“

„Sie waren noch keine Mamsell!“

„Du sagtest Du zu mir, Ludwig.“

„Mein Gott!“ rief auch der junge Mann.

„Ludwig, Ludwig, und Du könntest ohne Abschied von mir gehen? Und um meinetwillen gar mußt Du aus dem Hause! Und Du wagtest heute noch für mich Dein Leben?“

„Mamsell Caroline — Caroline —!“ rief der junge Mann. Er sprach nicht aus, was er sagen wollte. Konnte er es? Was konnte er sagen? Hatte er die Liebe wieder gefunden, die er verloren hatte? Oder war es irgend ein anderes Gefühl, das den Schmerzensruf des Mädchens

herausgepreßt hatte, ein augenblickliches Mitleiden mit dem in die Welt hinausgestoßenen Bettler, der keinen Vater, keine Mutter, keinen Freund und keinen Verwandten, der nicht einmal einen Namen hatte?

Und was für ein Gefühl war es denn, das so schmerzlich aus ihr herausrief? Sie war am Tage oft so glücklich erröthet, wenn der Baron Stromberg ihr Artigkeiten bewiesen, ihr Schmeicheleien gesagt hatte; und den jungen Mann, der jetzt vor ihr stand, den Bettler ohne Namen, den Diener in ihres Vaters Hause, ihn hatte sie zurückgesetzt, zurückgestoßen. Und doch hatten sie früher Du, und Ludwig und Caroline zu einander gesagt, und sie hatten sich wohl mehr gesagt, was sie für einander fühlten, und —

„Ludwig,“ rief sie, „hast Du mich denn nicht mehr lieb?“

„Mamsell, Mamsell!“

„Hast Du mich gar nicht mehr lieb, Ludwig?“

Sie hielt ihm wieder ihre Hand hin. Und er nahm sie jetzt.

„Caroline!“

„Du liebst mich, Ludwig?“

„Nur Dich, nur Dich! Immer nur Dich!“

„Und ich gehöre Dir. Ich habe ja auch immer nur Dich geliebt, Dich allein. Und nun —“

„hm, Mamsell, für das, was nun kommen soll, lassen Sie mich sorgen.“

Der kleine dicke Polizeirath sagte es, indem er aus einem Winkel hinter der Treppe hervortrat. Er hatte wieder einmal den Hocker gemacht. Zu seinem Metier gehörte es nun einmal.

Die Liebenden waren auseinander gefahren.

„Vor mir brauchen Sie nicht zu erschrecken,“ sagte der Polizeirath. „Und Sie, Fräulein, oder Mamsell Caroline, wie der Bursch da Sie so lange nannte, um Sie zu ärgern — nun, Sie hatten ihn unterwegs auch genug geärgert. Sie müssen es zugestehen —“

Die Liebenden drückten sich zärtlich die Hände.

„Und, Mamsell Caroline,“ fuhr der Polizeirath fort, „vor einem Andern brauchen Sie sich auch nicht zu fürchten. Und nun geht Beide, und spricht Euch ganz aus, und wenn Ihr fertig seid — macht aber nicht zu lange — dann, Herr Ludwig, kommen Sie zu mir, ich habe nothwendig mit Ihnen zu sprechen.“

(Fortsetzung folgt.)

Pferde unserer Landwirthe müssen allen Anforderungen entsprechen und es sei darum das Augenmerk auf gute Mittelpferde zu richten. — Die Filiale beschloß, im Interesse der Landwirthschaftsbefiger der Stadt und der nächsten Umgebung sich mit einer Beschwerde gegen „willkürliche Handhabung und Auslegung der Mauthverordnung“ an das Finanzministerium zu wenden. — Der hiesige Weinhändler Herr Priemer, der eine Geschäftsreise nach München, Augsburg, Stuttgart und nach dem Rheine unternommen, gab einen sehr interessanten Bericht über den Erfolg seiner Bemühungen, dem untersteirischen Wein eine Absatzquelle zu eröffnen. Wir bringen diesen Bericht ausführlich in einer der nächsten Nummern.

(Sitzung des Gemeindevorstandes vom 3. Mai.) Der Bürgermeister, Herr Andreas Lappeiner, eröffnet die Sitzung um 9 1/4 Uhr. Herr Marko und Genossen stellen den dringlichen Antrag: es soll ein Ausschuss von 3 Mitgliedern ernannt werden, um den Stand der städtischen Musikkapelle zu prüfen und darüber zu berichten — und wird beschlossen, auf die Verhandlung noch im Verlaufe der Sitzung einzugehen. — Herr Dr. Waltner erstattet Bericht über die Leistung eines Beitrages zur Einführung des Zeichenunterrichtes am hiesigen Gymnasium. Die Kosten würden sich nach einem Ueberschlage im ersten Jahre auf 2676 fl., später auf 1806 fl. belaufen. Herr Waltner beantragt im Namen des Sonderausschusses, der Regierung in diesem Falle nicht entsprechen und jeden Beitrag abzulehnen. Zur Begründung wird hervorgehoben: Man sei für die Idee der Realgymnasien eingenommen, welche als Mittelschulen die Besucher vorbereiten sollen, um in eine technische Lehranstalt, oder in eine Gelehrten-Schule eintreten zu können. Das Zeichen, welches die Regierung am Gymnasium einführen wolle, genüge nicht in dem Maße, um die Realschule entbehrlich zu machen. Die Gemeinde verspreche sich von diesem Unterricht einen geringen Erfolg, da das Ministerium nur einen Versuch anstellen wolle: diese geringe Hoffnung sinke noch tiefer, wenn man erwäge, daß das Zeichen nur in der 1. und 2. Klasse gelehrt werden müsse, dann aber freier Gegenstand sei, und daß sogar in den zwei ersten Klassen ein schlechtes Zeugniß auf den Fortgang keinen Einfluß haben soll. Die Gemeinde fühle sich zu einer solchen Leistung um so weniger berufen, als das Gymnasium eine Staatsanstalt sei, die Gemeindegewölde ohnedem sehr bedeutende Ausgaben erfordern, und eine Bürgererschule, welche die Knaben unmittelbar für's praktische Leben herzubilden soll, der Gemeinde nothwendiger sei, als dieser Zeichnungsunterricht am Gymnasium. Die Versammlung stimmte nach dem Antrage. — Unterstützungsgefuche lagen neun vor: sechs wurden erhört, drei abgewiesen. (Schluß folgt.)

Bermischte Nachrichten.

(Aus Amerika.) Es bezeichnet die durch den amerikanischen Krieg und seine Beilegung hervorgerufene Revolution in den dortigen Geld- und Preisverhältnissen, wenn man erfährt, daß der Werth von Liegenschaften in New-York sich geradezu verdoppelt hat. Ueberhaupt aber soll seit dem Kriege für das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten die Kaufkraft des Geldes auf 60% herabgesunken sein, so daß beispielsweise ein Einkommen von 600 Doll. vor dem Kriege einem jetzigen von 1000 Doll. gleichbedeutend ist.

(Vom Berliner Hofe.) Ueber die Gewandtheit, mit welcher Bismarck den altersschwachen Preußenkönig „herumzukriegen“ verstehen soll, wird neuestens folgendes Geschichtchen erzählt: In den Kreisen der verwitweten Königin, welche bekanntlich den Krieg in Deutschland verabscheut, kam letzterer Tage einmal in Anwesenheit König Wilhelm's die Rede auf jene Prophezeiung von Lenin, deren Weissagungen annehmen lassen, daß der jetzige König Wilhelm der letzte König von Preußen sein soll. Tags darauf sprach der König in düsterster Stimmung hievon zu Bismarck. „Das glaube ich selbst“, erwiderte der pfiffige Graf, „denn Ew. Majestät mein allergnädigster Herr werden als Erwählter des deutschen Volkes der erste Kaiser von Deutschland sein.“ Schwiegend und mit einer Freudenthräne im Auge reichte der König seinem Tröster die Hand.

(Muß ein Gensdarm auch im trunkenem Zustande respektiert werden?) Aus Anlaß eines Falles, daß in einem Kronlande dießseits der Leitha ein Gensdarm, welcher in trunkenem Zu-

stande einen (nach der Ansicht der anwesenden Leute) schullosen, allgemein geachteten Mann verhaften wollte, von mehreren derselben an dieser Amtshandlung gewaltsam gehindert und überdies beschimpft wurde, sind in letzter Instanz alle bei diesen Handlungen beteiligten Personen theils des Verbrechens der öffentlichen Gewaltthätigkeit (§. 81 St.-G.-B.), theils der Uebertretung der Wachbeleidigung (312 St.-G.-B.) schuldig erklärt und zu angemessenen Strafen verurtheilt worden. Gleichzeitig wurde ausgesprochen, daß ein Gensdarm stets ausnahmslos als ein Repräsentant des Gesetzes zu betrachten sei.

(Ersparung im Staatshaushalt.) Wie wir vernehmen, wurde den Diurnisten beim Wiener Landesgerichte durch ein eigenes Rundschreiben bedeutet, es werde ihnen von nun an aus Ersparungsrücksichten von dem Diurnum (87 1/2 kr. öst. W.) der halbe Kreuzer in Abzug gebracht, und haben sie sich dießfalls zu erklären, ob sie die Verfügung annehmen oder ihre Stellen verlassen wollen. Bei einigen Höhergestellten wurde ein ganzer Kreuzer abgezogen. Die übrigen sollen nun erklärt haben, sie wollten aus Patriotismus sämmtlich einen ganzen Kreuzer opfern, da dem Vaterlande mit derlei halben Maßregeln wenig geholfen sei. —

(„Graf Stefan Szecsenyi's) staatsmännische Laufbahn, seine letzten Lebensjahre in der Döblinger Irrenanstalt und sein Tod“ ist der Titel eines Werkes von Aurel Keckemethy, das vor Kurzem in Pest erschienen. Der Verfasser ist wie Wenige berufen, über die letzten Tage des großen Mannes wichtige Aufklärungen zu geben und hat als gewiegter Schriftsteller auch das Zeug der richtigen und lebendigen Darstellung. Keckemethy blieb seit seinem ersten Besuche in Döbling, den er dort dem Grafen Szecsenyi auf dessen ausdrücklichen Wunsch in der Privatirrenanstalt des Dr. Görge abstattete, im dauerndem Verkehr mit dem geistvollen Ungar, der sich, menschenscheu und weltmüde, in diese traurige Abgeschlossenheit zurückgezogen, der er in der Nacht vom 7. auf den 8. April 1860 ein freiwilliges Ende gesetzt hatte.

Keckemethy führt, um die düstern Schatten der Lebensbeschreibung etwas zu mildern, einige heitere Geschichten aus.

„Kein herzloser Erbe“, schreibt er, „kann mit größerer Ungebuld auf den Tod des reichen Erblassers warten, als Szecsenyi auf den Sturz des Bach'schen Systems. Täglich spähte er die kleinen und großen Begehungs- und Unterlassungssünden desselben aus und registrierte sie eben so pünktlich, wie es der Astronom oder der Wetterprophet mit den Zeichen und Erscheinungen am Himmel thut. Insbesondere erinnere ich mich, wie er mich eines Tages, als ich bei ihm eintrat, mit der „Wiener Zeitung“ in der Hand empfing. Sie enthielt den Ausweis des Staatshaushaltes vom Jahre 1858. Nachdem er die Hauptposten recapitulirt und trotz des Schwindens des Silberagio's den verzweifeltsten Stand unserer Finanzen mit einigen Zügen markirt hatte, brach er in ein Hohngelächter aus und sagte: Da sehen Sie, wie blödsinnig dieser Bruch und Bach zu Werke gehen! Wer zwingt sie, daß sie jährlich diesen Staatsausweis veröffentlichen? Kein Mensch. Sie regieren absolutistisch und spielen doch mit dem Budgetausweis die Konstitutionellen. Offen decken Sie ihre Schulden auf. Wenn sie damit schwiegen, thäten sie viel klüger. Der Herr Baron Bruck sollte hieher ins Narrenhaus kommen, hier wäre er an seinem Plage. Wie viel gecheidter war doch Metternich! der theilte nichts dergleichen mit. Brauchte er Geld — so ließ er die Banknotenpresse arbeiten. Uebrigens werden auch diese Herren bald dahin gekommen sein. Wenn sie Geld brauchen und nirgends welches bekommen werden — so werden auch sie den Preßbengel in Bewegung setzen.“

(Eine neue Volksbank.) Soeben ist von dem wechselseitigen Handwerker-Unterstützungsvereine in Trient die Gründung einer Volksbank angeregt worden. Nach dem Entwurfe soll die Bank ein Kapital von 50.000 fl. besitzen, welches in 500 Aktien zu je 100 fl. ausgebracht wird. Bloß die eine Hälfte des gezeichneten Aktienkapitals wird sogleich oder in Theilbeträgen eingezahlt. Jeder Aktionär, welcher ein Zehntel d. s. gezeichneten Aktienkapitals eingezahlt hat, erhält auf sein Ehrenwort und seine einfache Unterschrift ein Darlehen bis zum doppelten Betrag der von ihm geleisteten Einzahlungen; bürgen für ihn Aktionäre, so kann er auch noch jene Beträge als Darlehen erhalten, welche seine Bürgen für sich selbst zu fordern berechtigt wären. Die Bank arbeitet theils mit dem eingezahlten Aktienkapitale, theils mit Einlagen dritter Personen.

Telegraphischer Wiener Cours vom 3. Mai.

5% Metalliques	52.25	Kreditaktien	119.—
5% National-Anlehen	55.75	London	118.75
1860er Staats-Anlehen	66.70	Silber	118.50
Bankaktien	610.—	R. R. Münz-Dukaten	5.72

Brotgewicht im Monate Mai.

Bei Herrn Bäckermeister	Semmel zu 2 fr.		Halbweißes Brot zu 5 fr. zu 10 fr.		Gemeines Brot zu 5 fr. zu 10 fr.	
	Q.	D.	Q.	D.	Q.	D.
Schmayer Karl, Draugasse	6	2	24	1	4	2
Breschnig Michael, Ragdalenavorstadt	6	2	1	20	1	2
Bellner Johann, Kärntnergasse	6	2	28	1	18	2
Prohm Heinrich, Kärntnergasse	6	2	1	12	1	26
Weigl Ferdinand, Draugasse	6	2	1	1	2	2
Koval Franz, Herrengasse	6	2	1	1	2	2
Scherbaum Karl, Burgplatz	6	2	18	1	20	1
Pösch Theresia, Mellingerstraße	6	2	1	1	2	12
Kurnig Heinrich, Burgplatz	6	1	1	1	2	30
Hertling Josef, Grazervorstadt	6	1	24	1	31	1
Payer Josef, Herrengasse	6	1	1	2	28	1
Scherbaum Franz, Hauptplatz	6	1	1	20	24	1
Möhrl Georg, Ragdalenavorstadt	6	1	20	1	1	16
Uebeleis Leopold, Burggasse	6	1	20	1	1	31
Bogl Johann, Allerheiligengasse	6	1	18	1	10	2
Weigl Karl, Ragdalenavorstadt	6	1	18	1	1	18
Koschell Franz, Kasernplatz	6	1	18	1	1	18

Fleischpreis im Monate Mai.

Das Pfund Rindfleisch kostet bei Herrn Burkart Karl, Grazervorstadt 91, 12 fr. Burkart Karl, Grazervorst. 22, 16 fr. Baumann Josef, Postgasse, 12 fr. Kermel J., Grazervorst., 14 fr. Schreiber J., Birktruhhofgasse, 14 fr. Kammerer P., Birktruhhofg., 14 fr. Wanner J., Kärntnerg., 14 fr. Müller J., Domgasse, 15 fr. Friß A., Ragdalenavorst., 16 fr. Plavetz J., Allerheiligeng., 16 fr. Sarnig J., Grazervorst., 16 fr. Bollgruber J., Draugasse, 16 fr. Garing J., Draug., 17 fr. Lorber J., Postgasse, 17 fr.

Betstorbene in Marburg.

Am 28. April: Maria Pfliberscher, Magd, 69 J., Lungenlähmung. — Am 29.: Heinrich Samernig, 1 J., Fraisen. — Am 30.: Dem Herrn Johann Reindl, Finanz-Direktions-Beamten, sein Kind Ottokar, 2. J., Fraisen. — Am 2. Mai: Frau Anna Maria Reinhold, Private, 86 J., Altersschwäche.

Eine eingerichtete Wohnung

mit 2 Zimmern, Küche und Vorzimmer ist in der Herrengasse Nr. 150 zu vergeben. (167)

Gefertigter bestätigt, daß das sich in Hinsicht böswillig verbreitete Gerücht über Theresia Desmann gänzlich unwahr ist. (166)

S. Sallaia.

Casino Marburg.

Die für Montag den 7. Mai angezeigte Unterhaltung unterbleibt. (168)

Das Comité.

Eisenbahn = Fahrordnung für Marburg.

Nach Wien: Abfahrt: 6 Uhr 19 Min. Früh. 6 Uhr 43 Min. Abends. Nach Billach: Abfahrt: 9 Uhr Früh. Eilzug verkehrt von Wien nach Triest und von Triest nach Wien Dienstag, Donnerstag und Samstag. Nach Wien: Abfahrt: 2 Uhr 36 Min. Mittags. Nach Triest: Abfahrt: 8 Uhr 15 Min. Früh. 9 Uhr 2 Min. Abends. Nach Triest: Abfahrt: 1 Uhr 52 Min. Mittags.